

7. Sekundärliteratur

Die evangelische Mission. Ursprung, Geschichte, Ziel.

Frick, Heinrich

Bonn [u.a.], 1922

3. Das neue Missionsverfahren.

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

als vielmehr jenes mit der Mystik verwandte Verhältnis zum Heiland, das schon der missionarische Vorläufer Zinzendorf, Susebian von Welz, in die typischen Worte kleidet: „Jesus, der in meinem Herzen wohnt.“ „Im Werke dieses Herrn stehn“, Steine tragen zum „Bau des Reiches Gottes“, das sind Klänge aus einer neuen Welt. Die Mission ist zum Merkmal geworden für ein subjektivistisches und individualistisches Christentum, für eine Frömmigkeit des Einzelerlebnisses und des warmen inneren Gefühls.

3. Das neue Missionsverfahren.

Die pietistische Mission hat ein Doppelantlitz: nach rückwärts gewendet bedeutet sie die Antwort auf die Grundfragen evangelischer Mission überhaupt, nach vorwärts gewendet zeigt sie in jeder ihrer Antworten zugleich eine neue Frage, die einer künftigen Lösung harret. Sie löst nicht das Grundproblem auf, sondern gibt ihm eine neue zeitgemäßere Wendung. Das wird in jeder der genannten drei Problemgruppen klar. Zuerst: Wer sendet? Außerlich bleibt hier in der dänisch-Halleschen Mission die alte Form gewahrt; kirchliches Amt und weltliche Obrigkeit wirken nach orthodoxer Art gemeinschaftlich, indem ein Missionskollegium als Organ des Königs kraft landesherrlicher Gewalt die Mission leitet. Das Ganze ist nur ein Sonderfall der kirchlichen Hoheit des Fürsten überhaupt. Eine Staatskirche sendet hier aus, indem sie vorgebildete Theologen für ein bestimmtes Kolonialland ordiniert. Der Pietismus hat überhaupt das landesherrliche Kirchenregiment nicht angetastet, im Gegenteil, er war noch eher bereit, es zu stützen, sowohl um seine Bundesgenossenschaft gegen die orthodoxe Partei auszunützen, als auch dem Einfluß der sogenannten Cäsaropapie erliegend, deren Begründung durch die Heilige Schrift der Bibelauffassung des Pietismus nabelag. So scheint hier zunächst die alte Antwort weiter zu gelten. Aber eine andere

Betrachtung enthüllt die Neuheit des pietistischen Verfahrens. Der ganze Sendungsapparat der dänisch-Hallschen Mission war eine leere Form, wenn der entsprechende Inhalt fehlte. Diesen Inhalt erhielt die Form durch den Kreis deutscher Pietisten, der das Unternehmen trug. Die spätere Geschichte der dänischen Mission offenbart unleugbar die Schwäche der Kopenhagener Behörde, die nur so lange etwas galt, als hinter ihr eine lebendige Gemeinde stand. Sobald diese Gemeinde der Erweckten ausfiel, brach auch die Arbeit zusammen. Frände war eigentlich der Leiter, und seine pietistischen Zirkel waren die aussendende Instanz in dieser Mission. Es lag nur an dem noch immer theologisch orthodoxen Gehahren der Hallenser, daß sie die amtlichen Organe nicht umgingen. Auch Zinzendorf hat in seiner Mission stets die Autorität der Obrigkeit anerkannt. Ohne diese wäre ja damals überhaupt keine Kolonialmission denkbar gewesen. Aber gerade Zinzendorf zeigt auch, daß die Lösung der Hallenser keineswegs die einzig mögliche war, sondern daß man noch einen Schritt weitergehen und aus dem Alerlebnis der Pietisten heraus ein neues Verfahren erschließen konnte. Indem die Gemeinde der Erweckten selbst sich als sendende Behörde organisierte, wurde die Mission der Herrnhuter selbständig. Dabei bestätigt sich aufs neue der Zusammenhang zwischen Grundsatz und Verfassung. Die Herrnhuter sahen sich genötigt, das alte Bischofsamt zu erneuern; denn nur so erwarb sich die Brüdergemeinde Recht und Vollmacht dazu, ihre Sendboten zu ordinieren, ihnen also in unanfechtbarer Weise die Befugnis zur Gemeindeleitung und Sakramentsverwaltung zu erteilen. Damit wurde nach außen hin sichtbar, was innerlich von Anfang an die pietistischen Zirkel bedeuteten: eine eigene Teilkirche. Die schon aus anderen Ursachen angebahnte Auflösung des Kirchenbegriffs in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wurde hier vollendet. Die neue Frömmigkeit schuf sich auch soziologisch einen neuen Aus-

druck. Eine Frömmigkeit des persönlichen Gemütslebnisses mußte jenen überkommenen Kirchenbegriff auflösen, nach dem objektive Werte (wie die Bibel und die Sakramente) das Merkmal der wahren Kirche bilden sollten. Die neue Frömmigkeit drängte dahin, als Merkmal wahren Christentums eben jenes eigentümliche religiöse Erlebnis des „Ganz-anders-Werdens“ zu bezeichnen. Dabei wurde von außen her der Wandel im Kirchenbegriff gefördert durch philosophische und rechtliche Ideen über das Wesen der Gesellschaft als eines auf Freiwilligkeit beruhenden Verbandes. So entstand auf deutschem Boden ein Kirchentum, das bisher nur in calvinischen Ländern vertreten gewesen war. Erweckte und Bekehrte schlossen sich freiwillig zu einer Vereinskirche zusammen. Ob diese Gruppe noch innerhalb des landesherrlichen Verbandes blieb oder sich völlig selbständig machte, das war eine untergeordnete Frage. Die Herrnhuter sahen sich auf die radikale Bahn gedrängt; ihr Kirchentum bildete schließlich eine sich vollkommen selbst tragende, durch Hilfsgesellschaften unterstützte eigene Gemeinschaft. Missionsgeschichtlich lag darin die Antwort auf die erste Frage. Sendende Behörde war eben jetzt jene irgendwie organisierte Gemeinde der lebendig Gläubigen innerhalb oder außerhalb der Landeskirchen. Die Antwort lag in derselben Richtung, in der Welz sie gesucht hatte: im freien Vereinsleben. Das war zweifellos eine klare Auskunft, die zudem den Vorteil hatte, mit lutherischen Gedanken argumentieren zu können. Hier wurde der Satz vom allgemeinen Priestertum wirksam: die Laien traten ja aus der Passivität heraus, um sich an der Führung zu beteiligen. So war die Schranke der *vocatio* zerbrochen. Die Vollmacht zum Predigen endigte nicht mehr an der Grenze eines Pfarrsprengels. Denn Parochie war für Zinzendorf die ganze Welt. Die weitere Entwicklung der Brüdermission sollte denn auch offenbaren, was für Kräfte damit frei wurden. Eine kleine Gruppe überzeugter Protestanten vermochte jetzt mehr zu

leisten, als die vielen Generationen seit der Reformation getan hatten. Bis heute hat sich diese Art des Sendungsverfahrens nicht nur erhalten und erfolgreich gezeigt, sondern sie ist derart in das allgemeine Bewußtsein eingegangen, daß die moderne evangelische Missionstheorie eine Fülle von Gründen für die Richtigkeit dieses Verfahrens aufzuweisen hat. Die Lage ist so geworden, daß die Vereinsmission als gegebene Form erscheint, während die Verfechter der Kirchenmission als Ausnahmen besonders schwer Gehör finden. Trotzdem kann die pietistische Lösung dieser Frage nicht von sich behaupten, endgültig zu sein. Der Fortschritt, den sie brachte, ist durch einen Rückschritt erkauft. Sie hat gewiß die Schranken der *vocatio* aufgehoben, aber dafür neue, womöglich noch engere Grenzmauern errichtet. Ihre Gemeinde ist ja nur ein Bruchteil der allgemeinen Christenheit, nur eine Auswahl aus Geistlichen und Laien, eine Minderheit von solchen, die unter Berufung auf ein ganz bestimmtes Erlebnis diese bestimmte Form zum Merkmal wahrer Christlichkeit machen möchten. Von hier aus bekam die Mission leicht den Beigeschmack einer Winkelsache, indem einerseits die Missionsfreunde selbst eine beschränkte Form des christlichen Lebens glaubten zur Vorbedingung machen zu müssen, indem andererseits die außerpietistischen kirchlichen Kreise eben um dieser Verquickung von Pietismus und Mission willen die Missionsache selbst voreilig bloß in ihrer pietistischen Ausprägung sahen und darum verwarfen. Im 18. und 19. Jahrhundert wurde diese Abdrängung der Mission in eine einzelne Richtung hinein noch bestärkt und ist erst seit der Mitte des 19. Jahrhunderts von einer verkirchlichenden Strömung abgelöst worden. Fluch und Segen der Zeitgemäßheit lag also auf dem pietistischen Missionsverfahren.

Das selbe Bild zeigt die Antwort, die man damals auf die Frage gab: Wer soll gehen? Auch hier wieder wahrte man zunächst äußerlich die Form. Franche schickt überhaupt

nur ordinierte Theologen hinaus, Zinzendorf zwar mehr Laien, aber auch diese mit einer förmlichen Ordination. Die *vocatio* wird also beibehalten, aber wiederum vollzieht sich im Rahmen überkommener Formeln von innen heraus eine Neubildung. Denn schon Frände, erst recht Zinzendorf macht die Geeignetheit zur Mission abhängig von einem inneren Ruf. Von Ziegenbalg wird erzählt, daß er lange Zeit im Gebete rang mit dem Entschluß, Missionar zu werden, und erst dann mit gutem Gewissen ging, als ihm innerlich klar war, daß er gehen müsse. In der Brüdergemeinde wurden sogar jedem Bruder vor seiner Abreise mehrere Fragen vorgelegt, die seinen Glaubensstand und sein Verhältnis zum Missionsberuf erforschen sollten. Zinzendorf selbst war entschlossen, einen Bruder, von dem er annehmen konnte, daß ihn sein Entschluß gereuen würde, noch vom segelfertigen Schiff zurückzuholen. Hält man daneben die Missionare der holländischen Kompagnie, so tut sich ein weiter Unterschied auf. Der innere Ruf entscheidet jetzt darüber, ob jemand gehen soll oder nicht. Zugrunde liegt dem ein Wandel im Begriff der *vocatio* überhaupt. War seither Rechtmäßigkeit und objektiver Amtsscharakter für die *vocatio* wesentlich, so fragt die neue Frömmigkeit nach dem subjektiven Verhältnis zu der Tätigkeit. Beruf wird wieder Berufung. Das war noch einmal ein folgerechter Schluß aus dem Grunderlebnis. Da die neue Frömmigkeit in einem persönlichen Verhältnis zu dem himmlischen Herren bestand, mußte notwendig jede Tat ein Dienst sein, der aus diesem Verhältnis floß.

Das Doppelantlitz der pietistischen Mission ist auch hier zu erkennen. Zunächst bedeutet die neue Antwort einen Fortschritt. Über die schmalen Grenzen von Ordination und Amt hinaus steht jetzt jeder ernste Christ vor der Möglichkeit, zur Mission berufen zu werden. Im Bereiche pietistischer Frömmigkeit hat sich jeder Erweckte zu fragen, ob nicht auch ihn der Heiland in die Erntearbeit hinausgeschicke. Damit ist

wieder im Zusammenhang mit Luther das zweite Problem beantwortet. Mußte man bisher darüber klagen, daß die Evangelischen nicht die Leute zur Mission hätten, so konnte jetzt kein Mangel mehr sein. Die Gemeinde der Gläubigen bildete einen einzigen großen Orden, dessen Glieder grundsätzlich bereit waren, dem Rufe ihres Herrn zu folgen. Und doch war auch dieser Fortschritt erkauft durch eine fühlbare Verengung der Missionsmöglichkeiten. Wo ein bestimmtes Verhältnis zum Heiland als einzige Quelle der Kraft aufgefaßt wurde, da schieden alle übrigen Formen des Christentums aus: man sprach in pietistischen Kreisen jedem, der nicht erweckt war, schließlich das Recht ab, Mission zu treiben. Das nahm der Arbeit die Möglichkeit zu einer organischen Entfaltung nach allen Seiten hin. Die Vielgestaltigkeit eines großen kirchlichen Verbandes ging verloren, weil die Träger des Missionsgedankens von nun an ihre eigentümliche Ausprägung für die schlechthin gültige erklärten. Damit hörte die Mission auf, Gemeindefache im Sinne der allgemeinen Kirchen zu sein; sie wurde zum Privatunternehmen, das mit den einzelnen stand und fiel, oder zur Liebhaberei kleiner Konventikel, die das Missionswerk als ihr eigenes Bereich ängstlich vor der Mitwirkung anderer Kreise behüteten. Auch darin war also das pietistische Missionsverfahren verhaftet in die Zwiespältigkeit seines Urerlebnisses, das zugleich evangelisch im Sinne Luthers und modern im Sinne eines subjektiven Zeitalters sein wollte.

Das ergibt sich schließlich noch einmal ganz deutlich, wenn man die dritte Frage stellt: Welcher Geist durchzog die Arbeit? Da muß vor allem des großartigen Märtyrerfinnes gedacht werden, der die pietistischen Missionare befeelte. Was Leibniz von dem Pietismus erhoffte, wurde in weitem Maße erfüllt. Die neue Strömung lieferte Menschen, die „dieses kapitale Werk fidei purioris propagandae“ (der Ausbreitung des gereinigten Glaubens) besser zu befördern vermochten. Nach einem Ausdruck Francés war der

Missionsinn unter dem Kreuz erblüht. All die Vorzüge, die im Laufe der vorpietistischen Entwicklung immer von neuem an dem katholischen Ordenswesen bewundert wurden, die zuletzt noch Leibniz gerühmt hatte, wurden jetzt Eigenschaften eines evangelischen Kreises. Die Glieder der pietistischen Zirkel fühlten sich berufen, Gottes Kriege zu führen. In der Herrnhuter Mission reiften die schönsten Früchte dieses Geistes. Aber schon damals verriet dieselbe Gesinnung auch ihre Grenze. Das stolze Bewußtsein, auf Gottes Seite zu stehen, paarte sich leicht mit einer kleinen Angst vor allem, was zur Welt gehörte. Die neue Kraft ging tief, aber sie blieb auf einen schmalen Umkreis beschränkt. Schon an Ziegenbalgs Wirksamkeit hefteten sich engherzige Bedenken. Francke betonte in seinen „zufälligen Bedenken“ vom Jahr 1715, wie gefährlich für einen Missionar Ehe und Familienleben werden könne, und nicht lange danach verstieg sich der Kopenhagener Sekretär Wendt in einem Briefe zu der frommdreisten Behauptung, die Heirat Gründlers, eines Kollegen Ziegenbalgs, sei „die Pest für ihn und seine Kollegen“. Dabei hatte Ziegenbalg in einer Rechtfertigung ausdrücklich betont, wie sehr sowohl seine wie Gründlers Verheirathung ihnen die Arbeit erleichterte. Wendt muß hier allerdings als überspannte Ausnahme betrachtet werden. Aber schon die Tatsache, daß überhaupt ein Streit über die Ehefrage entstehen konnte, und die Erinnerung an Franckes Bedenken offenbaren eine bestimmte Neigung der pietistischen Ethik, ihre Neigung zur Engherzigkeit. Dasselbe ergibt sich auch in anderer Hinsicht. So ist etwa das Bewußtsein der Inspiration eine Quelle starker Kraft. Was von den Inspirierten in der Wetterau gesagt werden kann, gilt auch von den pietistischen Missionaren: „Sie waren Instrumente in des Herren Hand“).“ Diese Begeisterung streifte jedoch zuweilen die Grenze der Schwärmerei. So hat einmal Ziegenbalg in einer Pagode „voll göttlichen Eifers“ einige Porzellangötter umgestoßen und anderen die

Köpfe abgeschlagen, um so „den armen Leuten zu zeigen, daß es ohnmächtige und nichtige Götzen wären“. Ebenso lagen in der pietistischen Art nebeneinander schlichte Demut und eigensinnige Überhebung. „Herzensdemut“ ist nach Francke notwendig Merkmal eines echten Missionars. Darin haben in der Tat jene Pietisten Großes vollbracht. Bescheidenheit zog sie gerade zu primitiven Völkerschaften hin. Herrnhuter brachten es fertig, unter den Indianern sich zu kleiden, zu essen und zu wohnen wie Rothhäute und mit Ralmücken als Nomaden umherzuziehen. Woran sich sonst niemand wagte, das war ihnen gerade recht. Und doch steckte leicht die Versuchung darin, sich zu überheben. So ließen sich etwa die ersten Missionare in Trankebar statt der üblichen Perücken breite ausgeschlagene Hüte herstellen, von denen der dänische Kommandant behauptete, die Missionare hätten so bezwecken wollen, daß „sie desto mehr vor ehrwürdige Männer, die in Demut und Geislichkeit der Engel einhergehen möchten, angesehen werden“. Zinzendorfs unablässig wiederholte Mahnung an die Brüder, bescheiden zu bleiben, wandte sich gegen dieselbe Standessünde. Wiederum doppeldeutig war auch das Urtheil über die heidnischen Völker. Einerseits hatten die Missionare einen offenen Blick für die außerchristliche Welt. Von Ziegenbalg sind wertvolle Sprachstudien und Darstellungen der malabarischen Frömmigkeit erhalten. Er verrät ein tiefes Verständnis für das Empfinden seiner Umwelt, wenn er ganz im Stile indischer Tradition einen Brief an die Heidenschaft richtet, der Gott selbst in erster Person zu den Lesern reden läßt. Francke hat dieses Schreiben, wie wenn Gott unmittelbar spräche, scharf verurtheilt. Die Bedürfnisse des Missionsfeldes rechtfertigen hier aber das Verfahren Ziegenbalgs. Hier schlägt der den Sekten und Reformierten eigentümliche Wandertrieb in das Luthertum hinein. Die Lust am Reisen bedeutet geistig die Aufgeschlossenheit für fremde Art. Um so mehr muß man sich wundern, wie auf der

anderen Seite derselbe Ziegenbalg ganz in der Engigkeit eines dogmatischen Vorurteils haften bleibt. Die schwarze Hautfarbe der Eingeborenen hält er nicht bloß für eine Folge der Hitze, sondern zugleich für ein äußeres Zeichen, das Gott ihnen zur Strafe aufgebrannt hat. Darin spricht sich ein Mangel an grundsätzlicher Klarheit aus, der auch nach Ziegenbalg noch weiten Missionskreisen eigentümlich ist. Derselbe Mangel ließ Ziegenbalg auch nicht zu einer eindeutigen Stellungnahme gegenüber der Kastenfrage und der Sklaverei kommen. Das führt schließlich zur Erkenntnis eines letzten Merkmals pietistischer Missionsart. Wir haben es hier deutlich vor Augen, daß die neue Frömmigkeit der Bildung fern steht. Zwar erkennt Francke den Wert der Vorbildung an, wie überhaupt die kulturelle Seite an der Mission; auch Zinzendorf ist nicht abgeneigt, gebildete Brüder auszusenden. Aber wenn Francke von den Missionaren wünscht, „daß sie sich als gute Theologen in allen Fällen beweisen“, so liegt dem eben der pietistische Begriff von Theologie zugrunde. Es ist etwas anderes gemeint als bei Leibniz. Der Philosoph hielt eine wissenschaftlich-praktische, möglichst umfassende Vorbereitung für nötig. Die Führer des Pietismus sahen vor allem auf die biblisch-religiöse, also mehr im Gemüt verwurzelte innerliche Geeignetheit ihrer Sendboten. Herzlichkeit und Wärme wiegen hier mehr als Bildungsweite und Klarheit des religiösen Urteils. So ist schließlich auch die Kraft des neuen Missionsgeistes bezahlt durch eine Einbuße an Weite. Die pietistische Frömmigkeit hat gleichsam ein innerweltliches Mönchtum geschaffen, bereit und fähig zu schwersten Opfern; aber dieses Mönchtum wohnt hinter engen Mauern. Das war um so bedenklicher, als die gleichzeitige Kulturgeschichte eine ungeahnte Erweiterung des Bildungshorizontes brachte. Organisch wäre die Missionsgeschichte in diesem Zeitalter dann verlaufen, wenn die neue Frömmigkeit ihren Vorstoß in derselben Richtung gemacht hätte, in der die früheren

Missionsansätze lagen, also im Sinne einer alle Kreise umfassenden Gesamtkirche. Tatsächlich jedoch entlud sich die Missionskraft des Pietismus in einseitiger Richtung; sie wurde aufgefangen nur von einem Bruchteil evangelischer Christen. So zeigt auch der Geist dieser Missionsepoche ein Doppelantlitz, indem er einerseits ein Bedürfnis befriedigt, das die früheren Generationen immer neu empfunden hatten, indem er jedoch dieses Bedürfnis zugleich dämpft und seine Erfüllung auf eine einzige Möglichkeit beschränkt.

4. Der pietistische Missionsbegriff.

Der Sinn der pietistischen Missionsepoche wird erst dann ganz klar, wenn man nicht mehr bloß den engen Zusammenhang zwischen pietistischem Missionsverfahren und vor-pietistischer Problemstellung beachtet, sondern wenn man den Versuch wagt, in den großen Zusammenhang der christlichen Missionsgeschichte überhaupt Frände und Zinzendorf einzuordnen. So sehr man dabei der Gefahr einer widergeschichtlichen Schematisierung ausgesetzt sein mag, der Pietismus selbst legt eine solche Betrachtung nahe. Es wird schwerlich einen Ausdruck geben, der gleichzeitig so sehr die kraftvolle Eigenart wie den grandiosen Irrtum des pietistischen Selbstbewußtseins enthüllt als ein Wort Frändes aus seinen „zufälligen Bedenken“. Dort verlangt er von den Missionaren, *ne ovum sit ovo similis quam vestra doctrina et vestra methodus Paulinae* (Nicht weniger, als wie ein Ei dem andern ähnelt, soll eure Lehre und eure Methode der des Paulus gleichen). Und ein paar Sätze weiter fordert er noch einmal von dem Missionar, „so Pauli Nachfolger zu werden, wie er Christi Nachfolger gewesen ist“. Nimmt man hinzu, wie in den folgenden zwei Jahrhunderten die evangelische Mission nicht müde wird, sich als getreue Nachfolgerin des Paulus zu begreifen, so enthüllt sich hier ein großer Zusammenhang⁹⁾. Offenbar